

Besprechungen

Heilige Maskerade

Es geht in diesem kurzen Roman¹ um wesentlich mehr, als die Verlags-Besprechung auf der Umschlagklappe verrät. Es geht nicht nur um eine scharfe Kritik des Christentums eines evangelischen Pfarrhauses, auch nicht um eine Kritik des kirchlichen Christentums überhaupt. Hier geht es um Tieferes. Es geht um die Kritik — wenn man es so nennen darf — des modernen heidnischen Menschen, der die Erfahrung macht, daß während und indem er das pfarrerliche Christentum kritisiert, während er die ätzende Säure seines Zweifels ansetzt, ihm selbst Christus und der Glaube gar nicht so ferne ist.

Das ungläubige, moderne Großstadtkind, Klara, hat einen jungen evangelischen Geistlichen geheiratet. Dieser selbst war damals, als sie sich kennen lernten, recht weltlich gesinnt. Eine Zeitlang ging alles gut. Auf dem Land aber, im Pfarrhof, angesichts der vielen Halbheiten und Kompromisse ihres Mannes und der ganzen traditions-christlichen Umgebung, regt sich in ihr Aufruhr und Widerstand. In der Fastenzeit ihres dritten Ehejahres faßt Klara den Entschluß, ihren Mann aufs genaueste zu überwachen. Sie will einmal sehen, wie Wort und Tat sich zueinander verhalten. Eine Haltung, die zunächst nur hochmütige richterliche Selbstherrlichkeit zu sein scheint, offenbart sich ihr bald als eine tiefe, wenn auch „negative“ Liebe zu dem Mann, an dem ihr Herz doch hängt, den sie nur besser, geschlossener, eindeutiger sehen will. Bald aber wird sie tiefer geführt. Was sie nicht löslißt, ist nicht dieser Mann, es ist sein Amt, es ist das, wofür er steht oder doch stehen sollte, es ist die Religion. Und während sie nun diese Religion ihrem Gericht unterwirft, findet sie sich bald selbst dem Gericht unterworfen. „Schließlich ist es ja möglich, daß nicht die Inkonsequenz, sondern die Konsequenz pharisäisch ist“ (86). Im Spiegel ihres eigenen Inneren werden ihr Tiefen offenbar, Masken und Möglichkeiten, die sie nie gehabt hatte. Und dieses eigene Ich ist selbst eigentlich nur eine Maske, „nur der Rahmen für etwas, was sich nicht greifen ließ, etwas Zurückweichendes, wie Albert, wie Alberts Religion“ (81). Mit großer dichterischer und vielleicht mehr als dichterischer Gestaltungskraft wird nun der innere Wandel beschrieben, durch den dieser moderne „kritische Gegenwartsmensch“ geführt wird. Ein mystisches Geschehen: Maria steigt in sie hinab, gebiert in ihr (der Kinderlosen)

ihr göttliches Kind. Christus selbst erscheint ihr (nicht wirklich und doch wieder sehr wirklich). Sie glaubt nicht, sucht sich loszureißen. „Es war mir, als müßte ich mich von jemanden trennen, von — ja von einem Kind“ (102). „Ich werde gehen und einen Weidenzweig brechen und werde ihn dem Jesuskind in die Hand geben. Das ist ein Abschiedsgeschenk, denn jetzt weiß ich, an wem ich zweifle“ (106). Aber eben dieser scheinbare Unglaube, dieses Nichtglaubenwollen sind die Geburtswehen, durch die sie Christus aus sich selbst, aus der Maskerade „heraussetzt“. Denn dieser Zweifel ist kein, will kein bloß negativer, zersetzender Zweifel sein. „Daß ich den Zweifel gewählt habe, geschah um der Wahrheit und der Wirklichkeit willen. Ich habe offene Augen gewählt, anstatt sie zu schließen, wie es die Bekenner des inneren Lebens tun, wenn sie beten. Und jetzt weiß ich, daß ich so gewählt habe, nicht weil ich krank bin, sondern um wieder ich selbst zu sein“ (116).

Und nun vollzieht sich in ihr mystisch-wirklich-gnadenhaft das Geschehen der Karwoche. Der Mittwoch ist der Tag der Aussichtslosigkeit. „Es ist nur Karmittwoch und Stroh erstickt meine verborgenen Klänge jetzt und auf ewig“ (117). Der Zweifel allein kann sie nicht erlösen. „Der Zweifel ist kalt und klar, wie das Licht des Ostermondes da draußen“ (118). Sie will das bißchen Glauben, das in ihr lebt, das „Kind“, das in ihr gewachsen ist, „abtreiben“, es „durch die ätzende Schärfe meines Intellekts vernichten“ (121) — oder auch einfach warten, daß der Karfreitag ihm den Tod bringe. So kommt die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag. Sie bringt den Tod Christi, aber anders, als sie gedacht. Sie erlebt das furchtbarste „Gesicht“, das es für eine Frau geben kann, sie sieht den Verrat ihres Mannes mit einer anderen Frau. Aber nicht das ist es, was die tiefsten „Totenreiche“ ihrer Seele aufreißt, sondern daß der Pfarrer das tut am Gründonnerstag abend. Christus wird verraten. Christus wird in ihr verraten. Sie und Christus sind eins. Und in unheimlicher Klarheit geht ihr der Sinn des ganzen Weltenleidens auf. „Diejenigen, die glauben, warten auf Gott, daß er eingreife. Sie denken, wenn Gott will, ist es heute nur Mittwoch. Wir aber, die Zweifler, wissen, daß das, was geschehen soll, geschieht. Alles wird vollendet werden. Kein Kelch wird an uns vorübergehen“ (129). Und Gott läßt die Erde nicht erbeben, er läßt den Turm über ihnen nicht einstürzen, sondern „über ihnen im Turm sitzt er, der Macht hat, und hebt seine runde Kinderhand über sie, zwei Finger in die Luft gereckt. Er tut das, wenn er segnet.“ Und so verherrlicht der Mensch,

¹ Heilige Maskerade, von Olov Hartmann. (153 S.) Frankfurt/Main, Verlag der Frankfurter Hefte, DM. 6.80.

dieses boshafte Insekt, Gott noch durch die Sünde, die er in der Dunkelheit begehrt — freilich auf eine ganz andere Weise, als er selber denkt. „Wahrhaft ein leuchtendes Dunkel!“ (129). Und so steigt Christus in dieser Nacht des Verratenwerdens und Sterbens in das Totenreich ihrer Seele. „Oh dieses unterirdische Beben, da Christus niedersteigt in das Reich der Toten, und das Reich der Toten heraufkommt an das Licht, diese Wolkensäule in der Tiefe, durch die die Nacht leuchtet wie der Tag!“ (ebd.).

Ein Feuer bricht im Kirchturm aus. Durch Flammen und Rauch stürzt sie noch einmal hinauf, um das Jesuskind der Hand der alten Marienstatue, die dort oben steht, zu entreißen, es aus den Flammen zu retten. Den schweren Brandwunden, die sie dabei erleidet, erliegt sie am Karsamstag. Den Freitag über erlebt sie, vereint mit seiner Mutter, das Leiden Christi. Am Samstag erwacht sie noch einmal zu voller Klarheit: „Es war Wirklichkeit“, sagt sie, „und ich vermochte nicht länger zu zweifeln. Es ist seltsam — aber ich habe zuviel gemeinsam gehabt mit ihm, um es noch leugnen zu können — ich glaube an ihn.“ Und ihr letztes Wort war, „nun sei es vorbei mit der ganzen Maskerade“ (150).

Auch wenn man sich die Auffassungen des Verfassers nicht in allem zu eigen macht, auch wenn man vielleicht die Meinung hat, es sei ein wenig zu billig, das kirchliche oder doch das priesterliche Christentum so weitgehend mit faulem, krämerhaftem Kompromißchristentum gleichzusetzen — das wird man sagen müssen, daß hier eine ergreifende Schilderung dessen gegeben wird, was tatsächlich heute viele Menschenherzen bewegt.

Klara stirbt. Man möchte den Gedanken weiterspinnen und sich fragen: Wie wäre ihr weiterer Weg gegangen? Fehlt nicht noch der letzte Schritt? Das Erleben der Gemeinschaft — wie zwischen ihr und dem leidenden Gottessohn, so zwischen ihr und allen anderen; die Gemeinschaft Christi mit eben dem Petrus, der ihn verleugnet; die Gemeinschaft Christi mit seiner Kirche, eben dieser schwachen, sich so leicht der Kritik darbietenden Kirche?

Die Sprache ist oft dunkel, das liegt in der Natur der Sache; sie bietet darum vielleicht zu manchen Mißverständnissen Anlaß, das läßt sich vielleicht schwer vermeiden; auf jeden Fall gibt dieses Buch zu denken — den einen, wie den anderen.

F. zu Löwenstein S. J.

Neue Lyrik

Trotz der schwierigen Lage auf dem Buchmarkt beweisen zahlreiche Verleger Mut und drucken Lyrik. Freilich wird sich

keiner darüber wundern, daß es sich bei den Neuerscheinungen an Lyrik vorwiegend um Autoren handelt, die schon einen Namen haben, und darum nicht nur die Gewähr für Qualität, sondern auch für Absatz bieten. Die Lyrik unserer Tage ist nun keineswegs in erster Linie darum bemüht, sich in eine Auseinandersetzung mit der Zeit einzulassen. Viel eher ist eine Neigung zur Flucht aus der ungemütlichen Gegenwart in Reiche überzeitlicher Schönheit und abseitiger Idylle festzustellen. Gültige lyrische Aussagen unseres Zeitschicksals gibt es nur sehr wenige. Wesentlich bleibt die spürbare Abneigung gegen jedes Pathos und ein neues Streben nach Echtheit und Schlichtheit des Gefühls.

Helmut von Cubes Band „Der Lebenskrug“¹ bringt einen lockeren Kranz von Gedichten aus vielen Jahreskreisen des Lebens. Bald in reimlosen Rhythmen erster Studien und früher Freundschaft und Liebe, bald aus einer abseitigen „Wolkenkuckuckswelt“, bald rauschhaft betört „trinkt die Seele aus dem Lebenskrug“. Die einfache Form entspricht glücklich der Herkunft dieser Gedichte aus dem Umkreis der Natur und des Dorfes.

Der Gefahr des Pathos entgehen nicht immer ganz die Strophen Bernt von Heislers in seinem Bändchen „Spiegel im dunklen Wort“.² Lyrische und balladenhafte Gedichte von oft beträchtlichem Umfang und wechselnder Gestaltung formen Begebenheiten aus Sage, Mythe, Geschichte und Bibel. Dazwischen stehen einfache Strophen im Ton des Volksliedes, weich und voll Wehmut. Diese Gedichte sind im Bereich des Geheimnisses und der ewigen Dinge beheimatet.

Bei der Neuauflage der „Gedichte“³ des langjährigen Hochland-Mitarbeiters Konrad Weiß, in deren erstem Band der Kösel-Verlag innerhalb einer Gesamtausgabe der Werke dieses 1941 verstorbenen Dichters die drei Bände „Tantum die verbo“, „Die cumäische Sybille“ und „Das Herz des Wortes“ vereint, handelt es sich um mehr als nur einen Akt der Pietät gegenüber dem einstigen Weggefährten. Die wenig bekannten Gedichte dieses urwüchsigen Sprachtalentes sind von kraftvoller Gestaltung, geistiger Sinnfülle, gedankenschwer und dunkel in manchem, aber in ihren Tieten noch nicht ausgeschöpft. Die Einmaligkeit der Aussage überrascht immer wieder ebenso wie die Symbolkraft der Sprache.

Das Vermächtnis des flämischen Dichters Felix Timmermans „Adagio“⁴ schlägt

¹ München, Alber. (84 Seiten.) Pappbd. DM. 4.20.

² München, Ehrenwirth. (86 S.)

³ München, Kösel. (268 S.) Halbleinen DM. 11.50.

⁴ Wiesbaden, Insel-Verlag. (71 S.)